

Die Wieder- gewinnung des Wirklichen

Eine Philosophie des Ichs
im Zeitalter der Zerstreuung

e

Matthew B. Crawford

ullstein 

Matthew B. Crawford
Die Wiedergewinnung des Wirklichen

Matthew B. Crawford

Die Wieder- gewinnung des Wirklichen

Eine Philosophie des Ichs
im Zeitalter der Zerstreuung

Aus dem Amerikanischen
von Stephan Gebauer

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
The World Beyond Your Head bei Farrar, Straus and
Giroux, New York.



ISBN 978-3-550-08119-4

© 2015 by Matthew B. Crawford

© der deutschen Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Uta Rüenauer

Gesetzt aus der Sabon

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck- und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Wunderbar ist es, neue Kraft aus
der Wirklichkeit zu schöpfen.

Vincent van Gogh

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung:

Aufmerksamkeit als kulturelles Problem 13

Teil I:

Die Begegnung mit den Dingen 51

1 Die Vorrichtung, der Schubs und die lokale
Umwelt 53

2 Verkörperte Wahrnehmung 75

3 Die virtuelle Realität als moralisches Ideal 110

4 Aufmerksamkeit und Gestaltung 124

5 Autismus als Gestaltungsprinzip: Glücksspiel 137

Zwischenspiel:

Eine kurze Geschichte der Freiheit 173

Teil II:

Andere Menschen 189

6 Lassen wir uns herausführen 191

7 Wie wir Dingen gemeinsam mit anderen Menschen
begegnen 212

8 Wie wir Individualität erreichen 224

9 Die Leistungskultur 239

10 Die Erotik der Aufmerksamkeit 250

- 11 Die Verflachung 267
12 Das statistische Selbst 285

Teil III:

- Das Erbe 303
13 Die Werkstatt des Orgelbauers 305

Nachwort:

- Die Wiedergewinnung des Wirklichen 359

Danksagung 375

Anmerkungen 381

Register 423

Vorwort

Wir erleben eine Krise der Aufmerksamkeit, die normalerweise in Zusammenhang mit einer Klage über die Technik diskutiert wird. Unser geistiges Leben wird zusehends fragmentiert, und anscheinend geht es um nicht weniger als die Frage, ob wir unter diesen Bedingungen überhaupt ein kohärentes Selbst aufrechterhalten können. Gemeint ist ein Selbst, das nicht unstedt umherspringt, sondern mit seinem Handeln bestimmte Ziele verfolgt und langfristigen Vorhaben nachgeht. Da die Aufmerksamkeit grundlegend für unser geistiges Leben ist, eröffnet uns dieses vieldiskutierte Problem eine der seltenen Gelegenheiten, uns als Gesellschaft erneut eine sehr alte Frage zu stellen: Was bedeutet es, menschlich zu sein?

Dass wir uns einmal mehr mit dieser Frage befassen müssen, ist einem tiefgreifenden kulturellen Wandel geschuldet. Dieser Wandel ist durchaus kohärent: Der Bogen spannt sich von der Aufklärung über eine beschleunigte Veränderung im 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die digitalen Technologien tragen zweifellos zu diesem Wandel bei, aber die gegenwärtige Aufmerksamkeitskrise ist das Ergebnis eines vor mehreren Jahrhunderten entstandenen Menschenbilds. Dieses ist so fest in unserem Denken verwurzelt, dass es schwierig ist, es einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Es kreist um eine bestimmte Vorstellung davon, wie der Mensch der Welt außerhalb seines Kopfes begegnet.

Die Behauptung lautet, wir könnten die Welt nur durch

die geistigen *Repräsentationen* verstehen, die wir von ihr erzeugen. Und das Leben ahmt die Theorie nach: Mittlerweile führen wir ein weitgehend vermitteltes Dasein, in dem wir der Welt tatsächlich immer öfter durch Repräsentationen begegnen. Und diese werden für uns erzeugt. So ist die menschliche Erfahrung heutzutage hochgradig konstruiert und folglich leicht manipulierbar.

Mein Bemühen, die Erfahrung der aufmerksamen Auseinandersetzung mit wirklichen Objekten und anderen Menschen zu verstehen, hat mich dazu geführt, die maßgeblichen Lehren über die menschliche Kognition in Frage zu stellen und zu untersuchen, wie sie unser alltägliches Leben beeinträchtigen, indem sie einige Aspekte unserer eigenen Erfahrung zu einem Rätsel für uns machen. Im Verlauf der Untersuchung zeigt sich, dass unsere Kultur einige Merkmale aufweist, die unserer Natur fremd sind, beispielsweise in der Bildung und in der Gestaltung unserer öffentlichen Räume.

Gestützt auf abweichende philosophische Strömungen, werde ich ein Bild unserer Begegnung mit den Dingen und mit anderen Menschen entwerfen, das der Wirklichkeit meiner Meinung nach eher gerecht wird. Meine Hoffnung ist, dass uns diese alternative Deutung dabei helfen kann, unsere gegenwärtige Aufmerksamkeitskrise besser zu verstehen und bestimmte Möglichkeiten der menschlichen Entfaltung wiederzugewinnen.

Belegen werde ich meine Argumentation durch konkrete Beispiele zur Schulung der Aufmerksamkeit in verschiedenen gekonnten Praktiken. Mit der Beschreibung dieser Praktiken möchte ich den Leser keineswegs dazu bewegen, sich in einen Koch, einen Motorradrennfahrer oder einen Orgelbauer zu verwandeln. Stattdessen möchte ich zeigen, dass ein solches Können, das uns zur vollkommenen Vertiefung in eine bestimmte Situation

bewegt, etwas über unsere geistige Verfassung verrät, die im offiziellen Menschenbild der westlichen Welt zusehends verlorenght.

Gekonnte, weil über lange Zeit hinweg geübte Praktiken helfen dem Menschen, sich in der Welt außerhalb seines Kopfes zu verankern. Sie dienen der Auseinandersetzung mit Objekten und mit anderen Menschen, die ihre je eigene Wirklichkeit besitzen. Das (zumindest in meinen Augen) überraschendste Ergebnis der vorliegenden Untersuchung ist, dass wir durch diese Auseinandersetzung so etwas wie »Individualität« erreichen können. Und das ist eine große Leistung in einer Massengesellschaft, die dem Individualismus das Wort redet, ihn in Wahrheit jedoch beseitigt.

Einleitung:

Aufmerksamkeit als kulturelles Problem

Die Idee, dieses Buch zu schreiben, nahm Gestalt an, als ich eines Tages meine Bankkarte zückte, um einen Einkauf im Supermarkt zu bezahlen. Ich sah aufmerksam auf den Bildschirm und wartete darauf, dass er mir Anweisungen zum nächsten Schritt gab. Wie sich in den folgenden Sekunden herausstellte, hatte irgendein Genie entdeckt, dass ein Mensch in dieser Situation ein Publikum ist, das leicht gefesselt werden kann. In den kurzen Intervallen zwischen den Schritten des Zahlungsvorgangs – ich zog meine Karte durch den Schlitz des Lesegeräts und wartete, ich gab meine PIN ein und wartete, ich bestätigte den Betrag und wartete – wurden mir Werbebotschaften gezeigt. Hinter den Wartezeiten, die ich bis dahin einfach als unvermeidlichen Zeitverlust in der Kommunikation betrachtet hatte, schien plötzlich eine Absicht zu stecken. Diese Verzögerungen dienten jetzt den Interessen von irgendjemandem.

Ein solches Eindringen in meine Wahrnehmung ist überall zu beobachten. Vor kurzem klappte ich während eines Flugs nach Chicago das Tablett von der Rückseite des Sitzes vor mir zurück und stellte fest, dass die gesamte Oberseite des Tablett als Werbefläche für das Multimedia-Smartphone Droid diente. Auf dem O'Hare International Airport war der Handlauf der Rolltreppe mit einem sich ständig wiederholenden Werbespruch der Lincoln Financial Group beschrieben: *You're In Charge.*[®] (»Du hast das Sagen.«) Im Hotel wurde mir an der Re-

zeption eine Schlüsselkarte in die Hand gedrückt, deren Rückseite mit der Werbung des Restaurants Benihana geschmückt war. Irgendwie war die Tatsache, dass eine solche Schlüsselkarte rund 30 Quadratzentimeter Platz bietet, um den Blick von Hotelgästen einzufangen, bis vor kurzem unbemerkt geblieben – besser gesagt: nicht zu Geld gemacht worden. Der Kapitalismus ist dahintergekommen, dass wir trotz allen Geredes über eine Informationsökonomie in Wahrheit eine Aufmerksamkeitsökonomie haben, sofern sich der Begriff »Ökonomie« auf den Umgang mit Gütern bezieht, die knapp und daher wertvoll sind. Wie diese Beispiele zeigen, ist die entsprechende Entwicklung keine elektronische, sondern eine soziale Technologie. Öffentliche Flächen, die wir nicht umgehen können, für die Vermarktung zu nutzen ist nicht inhärent »digital«.

Wir haben Methoden entwickelt, um Werbebotschaften auszublenden: Wir verwenden Ohrstöpsel oder vertiefen uns in unsere mobilen Geräte. Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Seoul haben indes eine weitere Grenze überschritten: Sie pumpen ihren Fahrgästen Werbung in die Nase. Aus dem Belüftungssystem der Busse strömt ein Geruch, der dem von Dunkin'-Donuts-Kaffee ähnelt, während ein Werbespruch dieser Kette aus den Lautsprechern dringt – und das geschieht immer, kurz bevor der Bus vor einer Dunkin'-Donuts-Filiale hält. Für den Fall, dass jemand es nicht mitbekommen hat, weist eine Stimme darauf hin, dass es an dieser Station Kaffee gibt. Diese Art von Werbung ist besonders aggressiv und wahllos, aber sie ist auch ausgesprochen gut auf Berufstätige zugeschnitten, die morgens auf dem Weg zur Arbeit sind: Zu dem Zeitpunkt, da sie der Werbung ausgesetzt werden, sind sie dazu prädestiniert, sich einen Kaffee zu wünschen – und da gibt es einen, genau an der Bushalte-

stelle! Die für die Kampagne verantwortliche Werbeagentur wurde mit einem Bronzenen Löwen für die »beste Nutzung von Ambient Media« ausgezeichnet.¹

Die noch unerschlossenen Gebiete sind zahlreich. In vielen amerikanischen Schulbezirken ist die Rückseite von Zeugnissen, Hausaufgabenblättern, Einverständniserklärungen und anderen geringfügigen Mitteilungen, die Lehrer ihren Schülern mitgeben, immer noch unbeschrieben – ein schwerer Verstoß gegen die Pflicht zur effizienten Nutzung von Freiflächen. Ein zukunftsorientierter Schulbezirk in Peabody (Massachusetts) bietet die Rückseite solcher Dokumente mittlerweile als Werbefläche an.

Aber aufdringliche Werbung ist nur die Spitze eines kulturellen Eisbergs. Einige der positiven Verlockungen in der von uns wahrgenommenen Umwelt sind nicht weniger besorgniserregend als die unerwünschten Aspekte. Heutzutage ist es schwierig, eine Zeitung oder Zeitschrift aufzuschlagen, ohne auf Klagen über unser zersplittertes geistiges Leben, schrumpfende Aufmerksamkeitsspannen und ein verbreitetes Gefühl der Ablenkung zu stoßen. Die Aufhänger für solche Geschichten sind oft Entdeckungen von Neurowissenschaftlern, die belegen, dass flüchtige Informationsaufnahme (*information grazing*) und elektronische Stimulation unser Denken verändern. Obwohl die Aufmerksamkeit in erster Linie eine Fähigkeit des individuellen Verstandes ist, ist sie offenkundig auch ein akutes kollektives Problem des modernen Menschen. Sie ist ein *kulturelles* Problem.

Unsere Empfänglichkeit für verschiedene Reize, die um unsere Aufmerksamkeit buhlen, hat zweifellos mit der »Steigerung des Nervenlebens« zu tun, die der Soziologe Georg Simmel vor mehr als 100 Jahren im großstädtischen Raum beobachtete. Nehmen wir etwa den Manager, der jeden Tag 200 E-Mails bekommt und seine

Zeit damit verbringt, in großer Eile auf eine Vielzahl inkohärenter Forderungen zu reagieren. Unter solchen Bedingungen geraten wir oft in eine Krise der Selbstbestimmung: Wir können unsere Aufmerksamkeit nicht auf die Dinge richten, die uns interessieren, und beklagen uns bitter darüber. Aber derselbe Manager schaut möglicherweise auch nach Feierabend oder im Urlaub häufig in seinen Posteingang und hat Mühe, beim Baden seiner Kinder oder dem Abendessen mit seiner Frau geistig anwesend zu sein. Unsere sich wandelnde technologische Umgebung erzeugt ein Bedürfnis nach immer intensiverer Stimulation. Der *Inhalt* der Stimulation wird irrelevant. Unsere Ablenkbarkeit ist ein Hinweis darauf, dass wir die Frage nicht beantworten können, welche Dinge es *wert* sind, ihnen unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Wir wissen nicht, was einen Wert für uns hat.²

Um diese Frage ungehindert beantworten zu können, brauchen wir einen Zufluchtsort, einen Raum für Ernsthaftigkeit. Der Moralist wird sagen, dass wir dem Lärm widerstehen und diesen Raum für uns erobern müssen; stellen wir uns der Aufgabe der Wertbestimmung nicht, so verfallen wir dem Nihilismus und finden uns damit ab, dass alle Unterscheidungen aufgehoben werden und jeglicher Sinn der bloßen »Information« weicht.

Ein Soziologe dürfte nachsichtiger mit uns sein. Er wird unsere Schwierigkeiten nicht auf unsere individuellen moralischen Mängel zurückführen, sondern die Ursache in einer kollektiven Zwangslage sehen und darauf hinweisen, dass es für unser geistiges Leben nicht mehr viele Grenzen wie jene gibt, an die wir stießen, bevor wir unmittelbaren Zugang zur Welt jenseits unseres begrenzten Erfahrungshorizonts erhielten. Dieser Horizont hat sich aufgelöst, und mittlerweile ist jedwedes verrückte Zeug nur einen Mausklick entfernt. Die Verlockungen

sind zahlreich, aber nicht weniger wichtig ist, dass es kaum noch verbindliche Orientierung gibt, wie sie früher von der Tradition, der Religion oder jener Art von Gemeinschaften gestiftet wurde, die ernste Anforderungen an ihre Mitglieder stellten.

Sowohl der Moralist als auch der Soziologe haben recht. Die Frage, auf welche Dinge wir unsere Aufmerksamkeit richten sollten, ist durchaus eine Frage danach, welchen Dingen wir Wert beimessen sollten, und diese Frage wird nicht länger durch feststehende Formen des sozialen Lebens für uns beantwortet. Davon haben wir uns befreit. Der Nachteil ist, dass wir uns als autonome Individuen oft in einem Nebel von Möglichkeiten verlieren. Unser geistiges Leben wird formlos und empfänglicher für alles Mögliche, was uns aus dem Äther präsentiert wird. Aber selbstverständlich sind diese Präsentationen perfekt orchestriert: Kommerzielle Kräfte stoßen in die Lücke, die sich in Ermangelung einer kulturellen Autorität aufgetan hat, und erlangen wachsenden Einfluss auf unsere Beurteilung der Welt. Da diese Kräfte in sehr großem Maßstab wirken, unterliegt unser geistiges Leben einer umfassenden Massifizierung – die paradoxerweise unter dem Banner der individuellen Freiheit stattfindet.

Wir können unsere geistige Fragmentierung nicht einfach der Werbung, dem Internet oder einem anderen identifizierbaren Bösewicht zuschreiben, denn sie ist etwas Umfassenderes, fast so etwas wie ein Lebensstil. Eine gute Beschreibung finden wir in der folgenden »Nachricht« im Satiremagazin *The Onion*:

Gaithersburg, Maryland – Während er sich bei einem entspannten Essen mit Freunden im Garten sein zweites Bier öffnete, war Marshall Platt (34) Berichten zufolge drauf und dran, abzuschalten und den Abend zu

genießen, als plötzlich das ganze Gewicht der nicht erledigten dienstlichen E-Mails, [...] seiner noch nicht gebuchten Hochzeitsreise, eines ungelösten Problems mit seinem Vielfliegerkonto bei Southwest Airlines und mehrerer Telefonanrufe, die er beantworten musste, über ihn hereinbrach.

»Schön, euch zu sehen, Jungs«, sagte der Mann, der um ein Haar tatsächlich Spaß gehabt hätte, sich jetzt jedoch im Geist auf eine für den folgenden Freitag angesetzte Präsentation vorbereitete und eine Liste der vor dem 7. dieses Monats fälligen Rechnungen zusammenstellte. »Das ist toll.«

»Will noch jemand ein Bier?«, fuhr Platt fort, während er sich in Erinnerung rief, dass er das Rezept für sein Asthmamedikament abholen musste. »Ich werde mir noch eins holen.«

Platt, der nach übereinstimmender Darstellung seiner Freunde in einen zerstreuten Dämmerzustand versank, nachdem er um Haaresbreite an der Erfahrung echter Freude vorbeigeschrammt war, wollte zum Schein mit seinen Gästen plaudern und so tun, als habe er Spaß, während er in Gedanken nach einem Geburtstagsgeschenk für seine Mutter suchte, sich den Kopf über die Frage zerbrach, ob er die Spesenabrechnung für seinen Ausflug zur Personalabteilung in New York fristgerecht eingereicht hatte, und sich eine geistige Notiz machte, seine Bank anzurufen, weil er in seiner Kreditkartenabrechnung eine geheimnisvolle monatliche Abbuchung von 19 Dollar entdeckt hatte.³

Ich würde sagen, wir erkennen uns alle in Mr. Platt wieder. Ist das »moderne Leben« wirklich so anstrengend? Ja, ist es. Aber Mr. Platt scheint ein noch gravierenderes Problem zu haben: Er kann nicht genießen. In der fikti-

ven Meldung scheint es um all die kleinen Aufgaben zu gehen, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, aber hinter diesem vordergründigen Problem erstreckt sich eine ethische Wüste. Der Mann ist unfähig, die Freude am Zusammensein mit Freunden als wichtig anzuerkennen. Daher ist er nicht in der Lage, sich der Kolonisierung seines Lebens durch die *Scherereien* zu widersetzen.

Offenkundig ist weder eine einzelne Disziplin noch eine Denkschule imstande, die Aufmerksamkeitskrise der Gegenwartskultur zu verstehen. Es gibt in der Kognitionspsychologie umfangreiche Literatur zum Thema Aufmerksamkeit – von den Studien, die William James vor einem Jahrhundert durchführte, bis zu den neuesten Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie. Auch einige wichtige moralphilosophische Abhandlungen beschäftigen sich mit der Aufmerksamkeit. Es ist nicht allgemein bekannt, aber sie ist zudem das zentrale Thema der als Phänomenologie bezeichneten Denkschule, die eine Brücke zwischen Kognitionspsychologie und Moralphilosophie schlägt, zwei Disziplinen, die einander mit wechselseitigem Unverständnis begegnen. Hier bedarf es einer Synthese, die wir als philosophische Anthropologie bezeichnen können.

Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, so etwas wie eine *Aufmerksamkeitsethik* für unsere Zeit zu entwickeln, die auf einer realistischen Einschätzung des Verstandes und einer kritischen Analyse der modernen Kultur beruhen muss. Ich sollte darauf hinweisen, dass ich den Begriff »Ethik« in seinem ursprünglichen Sinn verwende: Ich verstehe ihn weniger als eine Beschreibung des gebotenen oder verbotenen Verhaltens, sondern als eine umfassendere Reflexion über das *Ethos*, das wir anstreben. Ich will mich auch nicht am Kulturkampf um die »Technik« beteiligen und sie entweder als apokalyptische

Kraft verurteilen oder sie als Retterin und Vorbotin einer neuen globalen Intelligenz preisen. Vielmehr möchte ich einen Tunnel unter dieser intellektuellen Sackgasse graben und die unterirdischen Schichten – die abgelagerten geologischen Strukturen – unseres Zeitalters der Ablenkung erkunden, um einen Ausweg zu finden. Eine Ethik der Aufmerksamkeit müsste damit beginnen, die Qualität unserer persönlichen Erfahrung in der kognitiven Umwelt der Gegenwart ernstzunehmen und zu verstehen zu versuchen – einer Erfahrung, die abwechselnd angst-erfüllt, verloren, zerstreut, erschöpft, gebannt, ekstatisch oder selbstvergessen sein kann. Die Sache ist, dass wir sehr differenziert sind. Als Erben vielschichtiger Theorien über das menschliche Wesen stellen wir fest, dass es keine einfache Aufgabe ist, einen direkteren Zugang zu unserer eigenen Erfahrung zu finden. Als ich dies versuchte, stellte ich fest, dass es notwendig ist, sich mit bestimmten Grundannahmen über das Selbst auseinanderzusetzen, die unsere Erfahrung formen. Iris Murdoch hat gesagt, der Mensch sei das Tier, das sich Bilder von sich selbst mache, um anschließend zu versuchen, diesen Bildern ähnlich zu werden.

Solche Bilder werden uns von verschiedenen Bereichen der Humanwissenschaften geliefert. Diese Wissenschaften sind immer noch Abkömmlinge des Projekts der Aufklärung, was direkt mit unserem Thema zu tun hat. (Mehr dazu später.) Die Aufklärung entwickelte eine ganz bestimmte Vorstellung vom Menschen, eine, auf die wir uns seit Jahrhunderten stützen, obwohl sie in mehrerlei Hinsicht nicht mehr unseren Bedingungen entspricht. Ich hoffe, dass es uns gelingen wird, uns ein umfassenderes Bild von uns selbst zu machen, das uns bessere Dienste bei dem Bemühen leisten wird, einen Ausweg aus unserer gegenwärtigen Aufmerksamkeitskrise zu finden.

Aber ich bin der Argumentation vorausgeeilt. Erlauben Sie mir, weitere Dimensionen unserer Notlage zu beschreiben.

Die Aufmerksamkeitsallmende

Wir haben alle schon die Erfahrung gemacht, auf einem Flughafen eine Stunde auf einen Anschlussflug warten zu müssen und unfähig zu sein, uns dem Geplapper aus den TV-Geräten zu entziehen. Vielleicht ist der Ton abgeschaltet, aber wenn der Bildschirm in meinem Blickfeld ist, kann ich persönlich nicht vermeiden, hinzuschauen. Alles Neue, das in unserem Umkreis auftaucht, zwingt uns zu dem, was die Kognitionspsychologen als Orientierungsreaktion bezeichnen (die in einer Welt voller Raubtiere eine wichtige evolutionäre Anpassung war): Das Tier dreht den Kopf und richtet seinen Blick auf das Neue. Auf dem Monitor erscheint normalerweise alle paar Sekunden etwas Neues. Die Bilder auf dem Schirm springen aus dem Erfahrungsstrom und verlangen unsere Aufmerksamkeit. In Gegenwart dieser Bilder ist es zum Beispiel schwierig, einen Vortrag einzustudieren. An die Stelle der sehr unterschiedlichen Gedanken, die den Menschen im Raum ansonsten durch den Kopf gehen würden, tritt eine koordinierte Erfahrung. Aber statt der nahezu simultanen Reaktionen der Mitglieder einer Makakenhorde, die sich nach einem sich nähernden Python umdrehen, haben wir hier die unfreiwillige Hinwendung müder Reisender zum angebotenen »Inhalt«.

Manche Leute, die an einem solchen Ort die Zeit totschlagen müssen, starren auf ihre Handys oder schlagen ein Buch auf, und manchmal tun sie das gerade, weil sie

das Geplapper ausblenden wollen. Schließlich steht ein Multiversum persönlicher Erfahrungen zur Verfügung.

Was in diesem Kampf zwischen den um unsere Aufmerksamkeit buhlenden Technologien verlorengelassen ist, ist jene Art von *öffentlichem* Raum, der für ein gewisses Maß an Gesellschaftlichkeit erforderlich ist. Jonathan Franzen schreibt: »Wenn ich samstagsabends die Third Avenue entlanggehe, spüre ich, dass mir etwas genommen worden ist. Um mich herum beugen sich attraktive junge Menschen mit geschäftiger Miene über ihre StarTacs und Nokias, so als tasteten sie mit der Zunge nach einem schmerzenden Zahn [...]. Gehsteige sind für mich eigentlich nur der Ort des Sehens und Gesehenwerdens [...].«⁴

Ein öffentlicher Raum, in dem sich die Menschen nicht in jenen erhabenen Zustand zurückziehen, in dem ihr Geist anderswo ist als ihr Körper, bietet zahlreiche Möglichkeiten für spontane Begegnungen. Selbst wenn wir uns nicht mit jemandem unterhalten, wird unsere wechselseitige Verschllossenheit tatsächlich als Verschllossenheit empfunden, *falls* unsere Aufmerksamkeit nicht durch etwas anderes gefesselt ist, sondern auf den anderen gerichtet werden könnte, weil es uns freisteht, worauf wir sie richten. Gegenstand der Ablehnung eines anderen Menschen zu werden ist etwas ganz anderes, als nicht von ihm wahrgenommen zu werden, denn selbst eine schweigende Begegnung mit einem anderen kann eine lebhaftere Erfahrung sein. Solche Begegnungen sind immer mehrdeutig, und da sie gedeutet werden müssen, lösen sie einen Strom von Vorstellungen aus, die oft erotisch sind. Genau das macht Städte zu aufregenden Orten. Psychologen kategorisieren die Aufmerksamkeit danach, ob sie zielgerichtet oder reizbedingt ist, ob sie dem eigenen Willen gehorcht oder nicht. Die Aufmerksamkeit eines Lehrers, der im Durcheinander eines Schulbusses versucht,

die Schüler zu zählen, gehört in die erste Kategorie der exekutiven, das heißt selbstgesteuerten Aufmerksamkeit. Höre ich draußen auf der Straße plötzlich einen Knall und schaue in die Richtung, aus der er gekommen ist, so ist meine Aufmerksamkeit reizbedingt. Ich kann zum Fenster gehen, um herauszufinden, was geschehen ist, oder es lassen, aber meine Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich geweckt.

Um der Orientierungsreaktion widerstehen zu können, bedarf es einer bewussten Bemühung um exekutive Aufmerksamkeit. Aber unsere Fähigkeit zu diesem Widerstand ist begrenzt. Im Fall des Flughafen-Beispiels kann man sich einfach anders hinsetzen, so dass man nicht mehr auf den Bildschirm schaut. Aber das Blickfeld, in dem wir nicht auf Werbebotschaften stoßen, scheint zu schrumpfen. Die Eroberung der öffentlichen Räume durch die Aufmerksamkeit fesselnde Technologien profitiert von der instinktiven Orientierungsreaktion, um unsere Geselligkeit zu unterbinden und uns voneinander weg zu einer vorgefertigten Realität zu lenken, deren Inhalt aus der Ferne von privaten, materielle Interessen verfolgenden Gruppen festgelegt wird. Das hat nichts mit einer Verschwörung zu tun; so funktionieren die Dinge einfach.

Wenn wir durch die Sicherheitskontrolle am Flughafen gehen, fordert die öffentliche Gewalt im Interesse der Allgemeinheit unsere Aufmerksamkeit. Diese Situation ist ein gutes Beispiel für den eigentlichen, durchaus vernünftigen Grund, aus dem eine freiheitliche Gesellschaft ursprünglich dem Staat Befugnisse überträgt: die öffentliche Sicherheit. Aber in den letzten Jahren habe ich festgestellt, dass man am Ende des Procedere aufpassen muss, denn der Boden jener grauen Schalen, in die man seine persönlichen Gegenstände legt, damit sie durchleuchtet

werden können, ist mittlerweile eine Werbefläche, und in einem Bild von farbenfrohen L'Oréal-Lippenstiften kann man leicht die Konturen eines kleinen USB-Sticks übersehen.

Abflugzeiten, mögliche Änderungen des Gates und alle möglichen anderen Eventualitäten, die man als Reisender aktiv im Auge behalten muss, versetzen mich bereits in einen Zustand unterschwelliger Panik, ganz zu schweigen davon, dass meine Gedanken von dem Vortrag in Anspruch genommen sind, den ich in wenigen Stunden vor zahlreichen Fremden zu halten habe. Dieser zusätzliche Zwang zur Wachsamkeit, die nötig ist, damit ich meine PowerPoint-Präsentation nicht in der Schale liegen lasse, macht L'Oréal zu meinem Feind.

Aber anscheinend hat L'Oréal die Flugsicherheitsbehörde auf seiner Seite. Wer hat entschieden, die Schalen an der Sicherheitskontrolle mit Werbung zu bedrucken? Die Antwort ist natürlich, dass ein Niemand im Namen der Öffentlichkeit entschieden hat. Jemand machte einen Vorschlag, und Niemand gab die einzige vernünftig scheinende Antwort: Hier wird eine Fläche nicht »effizient« genutzt; nutzen wir sie, um die Öffentlichkeit über »Angebote zu informieren«. Solche Begründungen sind ein derart fester Bestandteil des als selbstverständlich betrachteten öffentlichen Diskurses, dass sie unsere unmittelbare Erfahrung verdrängen und unverständlich machen können. Unser Ärger verliert sich in einem unbestimmten Gefühl der Machtlosigkeit, weil es keine öffentliche Sprache gibt, in der wir ihn zum Ausdruck bringen könnten. Stattdessen versuchen wir, *uns selbst* zu diagnostizieren: Warum bin ich so wütend? Vielleicht ist es an der Zeit, die Medikamentierung zu ändern?

In der psychologischen Forschung wird die Aufmerksamkeit zumeist als Ressource betrachtet: Ein Mensch

hat nur eine begrenzte Menge davon. Aber es kommt uns nicht in den Sinn, unsere Aufmerksamkeitsvorräte für uns selbst zu beanspruchen. Auch wird diese Ressource bisher nicht volkswirtschaftlich berücksichtigt, und die schädlichen Auswirkungen der Eingriffe in unsere kognitive Umwelt werden nicht gemessen. Um Abhilfe zu schaffen, möchte ich das Konzept der *Aufmerksamkeitsallmende* einführen.

Es gibt bestimmte Ressourcen, die Gemeingut sind, beispielsweise die Luft, die wir atmen, und das Wasser, das wir trinken. Wir betrachten diese Ressourcen als gegeben, aber erst ihre allgemeine Zugänglichkeit ermöglicht alles andere, was wir tun. Ich denke, die Abwesenheit von Lärm ist eine solche Ressource. Genauer gesagt besteht die wertvolle Ressource, die wir als selbstverständlich betrachten, darin, *dass wir nicht angesprochen werden*. So wie saubere Luft das Atmen möglich macht, macht Stille in diesem weiten Sinn das *Denken* möglich. Wir verzichten freiwillig auf diese Ressource, wenn wir in Gesellschaft von Menschen sind, zu denen wir eine Beziehung haben, oder wenn wir uns für zufällige Begegnungen mit Fremden öffnen. Aber von mechanisierten Kommunikationsmitteln angesprochen zu werden ist etwas vollkommen anderes.

Der Ertrag der Stille taucht nicht in den Bilanzen auf. Er wird nicht direkt anhand eines ökonomischen Instruments wie des Bruttoinlandsprodukts gemessen. Dennoch trägt die Verfügbarkeit von Stille zweifellos zu Kreativität und Innovation bei. Diese beiden Faktoren tauchen in Statistiken zum Bildungsniveau nicht auf, aber im Verlauf unserer Schul- und Hochschulbildung verbrauchen wir große Mengen an Stille.

Wenn reine Atemluft und sauberes Trinkwasser nicht mehr allgemein verfügbar wären, würde dies gigantische

wirtschaftliche Kosten verursachen. Das ist leicht zu verstehen, und deshalb gibt es Vorschriften zum Schutz dieser Allmenderessourcen. Wir sind uns ihrer Bedeutung und ihrer Fragilität bewusst. Wir verstehen auch, dass Luft und Wasser in Ermangelung wirksamer Vorschriften von einigen Mitgliedern der Gesellschaft auf eine Art und Weise genutzt werden, die sie für andere unbrauchbar macht – nicht weil diese Menschen böseartig oder unverantwortlich handeln, sondern weil sie Geld verdienen können, indem sie die Ressourcen auf diese Art und Weise nutzen. Wenn das geschieht, kann man von einem *Wohlstandstransfer* von der Allgemeinheit zu bestimmten privaten Parteien sprechen.

Ein auffälliges Merkmal der verbrecherischen Regimes, die in vielen ehemals kommunistischen Ländern herrschen, ist das offensichtliche Fehlen oder die Wirkungslosigkeit jeglicher Vorstellung von Gemeingut. Überall dort, wo der Kommunismus durch Zwang errichtet wurde, zeigte sich in dem Moment, als er zusammenbrach und wieder private Interessen geltend gemacht werden durften, dass es keine stabile geistige Grundlage für die Verteidigung gemeinsamer Ressourcen wie Luft und Wasser gab. Viele Bewohner dieser Länder leben in einer zerstörten Umwelt, die das Ergebnis einer Privatisierung ist, bei der das Gegengewicht des Gemeinnsinns fehlte. Wir in den freiheitlichen westlichen Gesellschaften sind auf dem besten Weg, im Umgang mit dem Gemeingut der Aufmerksamkeit in eine ähnliche Notlage zu geraten, weil wir noch nicht begriffen haben, dass sie eine Ressource ist.⁵

Oder haben wir es begriffen? Die Stille wird uns mittlerweile als Luxusgut angeboten. In der Business Class Lounge auf dem Pariser Flughafen Charles de Gaulle hört man nichts anderes als das gelegentliche Klimpfern eines

Teelöffels, der auf Porzellan trifft. Es gibt keine Werbung an den Wänden und keine Fernsehbildschirme. Mehr als alle anderen Merkmale dieses Orts ist es die Stille, die ihn wirklich luxuriös wirken lässt. Wenn man den Raum betritt und sich die luftdichte automatische Tür mit einem leichten Rauschen schließt, ist der Unterschied zur Außenwelt beinahe körperlich zu fühlen, so als schlüpfte man aus grobem Haarstoff in Satin. Die Falte zwischen den Augenbrauen verschwindet, die Nackenmuskeln entspannen sich, und 20 Minuten später fühlt man sich nicht mehr erschöpft. Die *Scherereien* sind vergessen.

Draußen herrscht die übliche Flughafenkakophonie. Wir haben zugelassen, dass unsere Aufmerksamkeit monetarisiert wurde, und jetzt müssen wir dafür bezahlen, sie zurückzubekommen.

Da die Gemeingüter nicht mehr allgemein verfügbar sind, besteht eine Lösung für jene, die über ausreichende Mittel verfügen, darin, sich aus der Allgemeinheit in private Räume wie die Business Class Lounge zurückzuziehen. Wenn wir uns vor Augen halten, dass es die Leute in der Business Lounge sind, die über die Bedingungen im Aufenthaltsraum für das Fußvolk entscheiden, beginnen wir vielleicht, die Sache in einem politischen Licht zu betrachten. Man braucht Stille, um in den Stunden der Untätigkeit auf einem Flughafen spielerisch und erfindarisch denken und möglicherweise den eigenen Wohlstand mehren zu können. Aber der Geist anderer Menschen drüben im Aufenthaltsraum für die gewöhnlichen Reisenden (oder an der Bushaltestelle) kann als Ressource behandelt werden, als Kaufkraftreserve, die mit innovativen, von den »Kreativen« in der Business Lounge entwickelten Marketingstrategien angezapft werden kann. Wenn Menschen den Geist anderer Menschen als Ressource betrachten, kann man nicht davon sprechen,

dass sie »Wohlstand schaffen«. Hier findet ein Wohlstandstransfer statt.⁶ Der vieldiskutierte Niedergang der Mittelschicht in den letzten Jahrzehnten und die zunehmende Konzentration des Wohlstands in den Händen einer schrumpfenden Elite haben möglicherweise etwas mit der immer aggressiveren Aneignung der Aufmerksamkeitsallmende zu tun, die wir widerspruchslos hingenommen haben.

Das gilt insbesondere für das Zeitalter von Big Data. Wir sind Techniken zur Fesselung unserer Aufmerksamkeit ausgesetzt, die nicht nur um sich greifen, sondern auch immer gezielter eingesetzt werden. Gegenwärtig wird viel über das Recht auf Privatsphäre im digitalen Leben gesprochen. Natürlich liegen mir meine Online-Sicherheit und der Schutz vor Identitätsdiebstahl am Herzen, aber ich muss gestehen, dass ich mich ansonsten nicht bemühe, bestimmte Informationen über mich vor den Datensammlern zu verbergen – solange sie diese Daten nicht verwenden, um meine Aufmerksamkeit zu kapern. Wir müssen das konzeptuell verschwommene Recht auf Privatsphäre klarer definieren und durch ein *Recht ergänzen, nicht angesprochen zu werden*. Das würde natürlich nicht für jene gelten, die sich als Personen direkt an mich wenden, sondern für jene, die nie ihr Gesicht zeigen und meinen Geist lediglich als Ressource betrachten, die unter Einsatz mechanisierter Mittel angezapft werden kann.

Es gibt nichts, was uns mehr gehört als unsere Aufmerksamkeit. Im Normalfall suchen wir uns aus, worauf wir Aufmerksamkeit richten wollen, und das bestimmt in einem sehr realen Sinn, was in unseren Augen wirklich ist – was tatsächlich in unserem Bewusstsein existiert. Daher ist die Inanspruchnahme unserer Aufmerksamkeit eine besonders persönliche Sache.

Aber unsere Aufmerksamkeit richtet sich auch auf eine Welt, die wir mit anderen teilen. Unsere Aufmerksamkeit ist nicht nur unsere eigene, was einfach daran liegt, dass ihr Gegenstand oft gleichzeitig auch die Aufmerksamkeit anderer Menschen weckt. Tatsächlich gibt es einen moralischen Imperativ, der gemeinsamen Welt *Aufmerksamkeit zu schenken* und nicht im eigenen Kopf gefangen zu bleiben. Iris Murdoch erklärt, um ein guter Mensch sein zu können, müsse man »gewisse Dinge über seine Umgebung wissen, vor allem, dass andere Menschen und ihre Ansprüche existieren«⁷.

Nehmen wir eine Person, die im dichten Verkehr eines betriebsamen Geschäftsviertels Auto fährt und mit dem Handy telefoniert, während auf der Nebenspur ein Motorradfahrer unterwegs ist. Die Fahrtüchtigkeit einer Person, die am Steuer telefoniert, ist genauso eingeschränkt wie die einer Person, die alkoholisiert fährt.⁸ Es spielt keine Rolle, ob man eine Freisprechanlage verwendet oder nicht: Entscheidend ist, dass ein Gespräch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und diese Ressource ist begrenzt. Insbesondere unsere Fähigkeit, Neues in der Umgebung wahrzunehmen und zu verarbeiten, wird eingeschränkt; Psychologen bezeichnen dies als Unaufmerksamkeitsblindheit. Personen, die beim Gehen telefonieren, geraten häufiger aus dem Tritt, wechseln öfter die Richtung, setzen sich beim Überqueren von Straßen größeren Gefahren aus, haben eine eingeschränkte Fähigkeit, andere Menschen wahrzunehmen (gesellig zu sein), und neigen, wie ein Experiment gezeigt hat, eher dazu, einen Einrad fahrenden Clown zu übersehen.⁹ Wenn eine derart beeinträchtigte Person am Steuer eines zwei Tonnen schweren Geländewagens mit 200 PS sitzt, so wird ihre Blindheit zum geeigneten Thema für eine Diskussion über die Frage, was wir einander schuldig sind. In der

Aufmerksamkeitsallmende wäre Umsichtigkeit – das buchstäbliche Sich-Umsehen – ein Gerechtigkeitsfaktor.

Eines der interessanteren Ergebnisse der Untersuchungen über Ablenkungen beim Autofahren ist, dass eine Unterhaltung am Handy die Fahrtüchtigkeit einschränkt, während dies für eine Unterhaltung mit einem Beifahrer nicht gilt. Ein Beifahrer kann mit dem Fahrer kooperieren, indem er das Gespräch den Erfordernissen des Straßenverkehrs entsprechend reguliert.¹⁰ Beispielsweise neigen Beifahrer bei schlechtem Wetter zum Schweigen. Ein Beifahrer fungiert als zweites Augenpaar, das die Situation wahrnimmt, in der er sich gemeinsam mit dem Fahrer befindet, und hilft diesem dabei, außergewöhnliche Herausforderungen zu erkennen und rasch darauf zu reagieren.

Das Konzept eines Gemeinguts kann gut auf die Aufmerksamkeit angewandt werden, weil dem Eindringen interessierter Parteien in unser Bewusstsein erstens oft deren *Aneignung* der Aufmerksamkeit im öffentlichen Raum vorausgeht und weil wir, zweitens, einander ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit und ethischer Fürsorge *schulden*. Die kursiv gesetzten Worte ordnen die Aufmerksamkeit in die politische Ökonomie ein, wenn wir unter »politischer Ökonomie« ein Bemühen um Gerechtigkeit im öffentlichen Austausch einer privaten Ressource verstehen.

Die Askese der Aufmerksamkeit

Die existenzialistische Autorin Simone Weil und der Psychologe William James behaupten, das *Bemühen* um Aufmerksamkeit schule die *Fähigkeit* zur Aufmerksamkeit. Diese ist demnach eine Gewohnheit, die durch

Übung vertieft wird. Die Auseinandersetzung mit einem Problem, das uns nicht interessiert oder für dessen Lösung wir kein Talent haben (beispielsweise ein Geometrieproblem), trainiert unsere Fähigkeit zur Aufmerksamkeit. Simone Weil misst diesem asketischen Aspekt der Aufmerksamkeit – der Tatsache, dass es sich um eine »negative Anstrengung« im Kampf gegen die geistige Trägheit handelt – besondere Bedeutung bei. »In unserer Seele ist etwas, das der wahrhaften Aufmerksamkeit sehr viel heftiger widerstrebt, als das Fleisch der Ermüdung widerstrebt. Dieses Etwas ist dem Bösen sehr viel näher als das Fleisch. Darum wird jedes Mal, wenn man wirklich aufmerksam ist, etwas Böses in einem zerstört.« Weil fordert, Schüler sollten sich »ungeachtet ihrer natürlichen Fähigkeiten und Neigungen allen ihren Aufgaben gleichermaßen mit dem Gedanken widmen, dass ihnen jede dieser Aufgaben helfen wird, die Gewohnheit der Aufmerksamkeit auszubilden, die das Wesen des Gebets ist«.

Es sollte darauf hingewiesen werden, dass Weil eine Mystikerin war, die sich (nach Ansicht einiger Kenner) absichtlich tothungerte. Tatsächlich deutet ihre Geringschätzung der natürlichen Neigungen der Jugend darauf hin, dass es ihr eher um Selbstkasteiung als um die Frage ging, wie ein Schüler am besten lernen kann. Doch Weils existenzielles Melodrama sollte uns nicht daran hindern, ihre Erkenntnis zu würdigen, dass die asketische Prädisposition für die Bildung eine wichtige Rolle spielt. Um uns einer Aufgabe beharrlich widmen zu können, müssen wir alle anderen Dinge, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten, aktiv *ausschließen*. Dies erfordert nicht unbedingt rücksichtslose Härte gegen sich selbst, aber zumindest Selbstbeherrschung.

Umgekehrt wird unsere Fähigkeit zur Selbstbeherr-

schung angesichts von Verlockungen durch die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken, deutlich erhöht, ja tatsächlich scheint beides *ein und dasselbe* zu sein. In einem klassischen psychologischen Experiment stellten Walter Mischel und E. B. Ebbesen Kinder vor die Wahl, sich entweder sofort ein Marshmallow vom Tisch zu nehmen oder sich eine Viertelstunde zu gedulden und dann zwei Marshmallows zu bekommen.¹¹ Dann ließen die Forscher die Versuchspersonen mit einem Marshmallow allein. Ein Teil der Kinder konnte nicht widerstehen und verschlang die Süßigkeit sofort; andere nahmen sich das Marshmallow nach kurzem Zögern. Etwa ein Drittel der Kinder schaffte es, die Befriedigung hinauszuzögern und sich die größere Belohnung zu sichern. Die Kinder, denen das gelang, lenkten sich vom Marshmallow ab, indem sie zum Beispiel unter dem Tisch spielten, Lieder trällerten oder sich das Marshmallow als Wolke vorstellten.

Zwölf Jahre später führten die Forscher eine Anschlussstudie mit denselben Versuchspersonen durch. Wie sich herausstellte, gab die Leistung, die sie als Kinder in dieser Selbstbeherrschungsübung erbracht hatten, besseren Aufschluss über den Erfolg im späteren Leben als jeder andere Faktor einschließlich des Intelligenzquotienten und des sozioökonomischen Status der Familie. Die Forscher ziehen aus diesen Ergebnissen den Schluss, dass sich die erfolgreichen Kinder nicht durch Willenskraft, wie sie üblicherweise verstanden wird, sondern durch die Fähigkeit auszeichneten, ihre Aufmerksamkeit strategisch zu steuern, so dass ihre Handlungen nicht von den falschen Gedanken geleitet wurden. Selbstbeherrschung ist wie Aufmerksamkeit eine Ressource, von der wir nur eine begrenzte Menge besitzen. Außerdem sind diese beiden Ressourcen eng miteinander verbunden: Wenn eine Person vor die Aufgabe gestellt wird, einen Impuls über

einen längeren Zeitraum zu beherrschen, sinkt im Anschluss daran ihre Leistungsfähigkeit bei einer Aufgabe, die Aufmerksamkeit erfordert.

Wenn wir nicht imstande sind, zu steuern, worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten, werden wir empfänglicher für die Eingriffe jener, die unsere Aufmerksamkeit auf das zu lenken versuchen, was *sie* wollen: auf die allgegenwärtigen Marshmallow-Lieferanten. Wenn die Konzentration geschwächt wird, sinkt auch die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung. Wir werden leichter beeinflussbar und kaufen mehr Dinge. Ich nehme an, das ist gut für das Wirtschaftswachstum. Aber wenn der Konsumkapitalismus nur funktionieren kann, indem er die »Steigerung des Nervenlebens« unablässig ausweitet, tritt ein grundlegender Gegensatz zwischen dieser Wirtschaftsordnung und den in ihr lebenden Individuen zutage. Das bedeutet, wir haben ein Problem.

Individualität

Die Medien sind mittlerweile Meister darin, Reize so zu verpacken, dass unser Gehirn ihnen nicht widerstehen kann, so wie die Lebensmittelingenieure Experten darin sind, durch Manipulation des Gehalts von Zucker, Fett und Salz »hyperappetitliche« Nahrungsmittel zu entwickeln.¹² Die Ablenkbarkeit könnte als geistiges Gegenstück zur Fettsucht bezeichnet werden.

Die Empfänglichkeit für bestimmte Arten der geistigen Stimulation scheint so wie die Vorliebe für Zucker, Fett und Salz in unserem Gehirn angelegt zu sein. Wenn wir in einer durchgestalteten Umwelt leben, beginnt die natürliche Welt, schal und langweilig zu wirken, so wie Brokkoli im Vergleich zu Erdnussflips. Stimulation er-

zeugt ein Bedürfnis nach weiterer Stimulation; ohne sie werden wir unruhig, unausgeglichen. Fast hungrig.

Das hat unter anderem zur Folge, dass wir uns einander angleichen. Ich öffne ein Buch von Aristoteles und versuche, eine Seite seines abgehackten, gnomischen Griechisch zu lesen. Nach wenigen Zeilen beginne ich, eine angenehmere Position auf dem Stuhl zu suchen und mit den Fingern auf den Tisch zu klopfen. Schließlich ist Donnerstagabend. Ich schalte *Sons of Anarchy* ein und teile diese Erfahrung mit 4,6 Millionen meiner engsten Freunde. So habe ich für den nächsten Tag ein Thema, über das ich mit anderen plaudern kann. Ich bin kein Sonderling. Hätte ich mich in die *Nikomachische Ethik* vertieft, so würden mir immer noch unzeitgemäße Betrachtungen durch den Kopf gehen, die für meine Bekannten nur sonderbar klingen würden.

Unsere Fähigkeit – oder Unfähigkeit – zur Konzentration auf Dinge, die uns nicht augenblicklich fesseln, hat also eine bedeutsame kulturelle Konsequenz: den Fortbestand – oder das Ende – der intellektuellen Vielfalt. Indem wir auf der Bedeutung einer geschulten Konzentrationsfähigkeit beharren, erkennen wir an, dass das eigenständige Denken und Fühlen fragil ist und nur unter bestimmten Bedingungen funktioniert.

Wie muss eine Umwelt aussehen, in der eine stabile intellektuelle Biodiversität Bestand hat? Wir nehmen oft an, dass Vielfalt ein natürliches Ergebnis der freien Wahl ist. Doch das Marktideal der freien Wahl und die dazugehörige Sorge um die Freiheit führen zu einer Monokultur von Menschentypen, zum spätmodernen Konsumenten-Ich. Zumindest scheint der Markt diese Wirkung zu haben, wenn er uns beständig mit hyperappetitlichen Reizen bombardiert. Was für ein Außenseiter, was für ein Selbstbeherrschungsfreak müsste man sein, um diesem

schmackhaften kulturellen Marshmallow widerstehen zu können?

In der vorherrschenden Vorstellung ist Freiheit gleichbedeutend mit der Möglichkeit, die eigenen Präferenzen zu befriedigen. Die Präferenzen selbst entziehen sich einer rationalen Beurteilung: Sie entsprechen dem authentischen Kern des Selbst, das frei ist, wenn es seine Präferenzen ungehindert befriedigen kann. Die Vernunft steht im Dienst dieser Freiheit und ist vollkommen instrumentell: Sie ist die Fähigkeit eines Menschen, die besten Mittel zur Erreichung seiner Ziele zu wählen. Zu den Zielen selbst haben wir aus Respekt gegenüber der Autonomie des Individuums zu schweigen. Andernfalls würden wir riskieren, in Paternalismus zu verfallen. So kommt der freiheitliche Agnostizismus in Bezug auf das menschlich Gute mit dem Marktideal der »Wahlfreiheit« zur Deckung. Wir berufen uns auf die freie Wahl als inhaltsloses Meta-Gut, das jede tatsächliche Wahl im sanften, egalitären, schmeichelhaften Licht der Autonomie erscheinen lässt.

Diese einander bestätigenden Postulate zu Freiheit und Rationalität liefern den Rahmen für die volkswirtschaftliche Disziplin und für die »liberale Theorie« in Teilen der Politikwissenschaft. Die Theorie ist vollkommen schlüssig, ja sogar schön.

Aber wenn wir das gegenwärtige Leben betrachten, kommen wir kaum um die Erkenntnis herum, dass dieser Katechismus unsere Situation nicht wirklich treffend beschreibt. Das gilt insbesondere für die Behauptung, unsere Präferenzen seien Ausdruck unseres authentischen Selbst. Diese Präferenzen sind mittlerweile Gegenstand des Social Engineering, das nicht von staatlichen Bürokraten, sondern von unvorstellbar reichen Konzernen betrieben wird, die über gewaltige Mengen an Daten verfügen. Wer

weiterhin darauf beharrt, die Präferenzen seien Ausdruck des eigenständigen Selbst und folglich unantastbar – das heißt, über eine kritische, rationale Prüfung erhaben –, steckt den Kopf in den Sand. Das entschieden individualistische Verständnis von Freiheit und Rationalität, das uns die liberalen Philosophen hinterlassen haben, beraubt uns der kritischen Erkenntnisfähigkeit, die wir dringend brauchen, um den allgegenwärtigen gesellschaftlichen Druck zu bewältigen, dem wir heute ausgesetzt sind.

Die Sprache der Präferenzbefriedigung und die dazugehörige Sorge um die Freiheit scheinen unseren gegenwärtigen Umständen nicht gerecht zu werden – zumindest nicht, wenn es unser Ziel ist, die menschlichen Möglichkeiten vor der Ausrottung zu bewahren. Würde man regelmäßig über einem Wildgehege Erdnussflips abwerfen, so würde man vermutlich feststellen, dass *sämtliche* Pflanzenfresser diese Nahrung dem erbärmlichen Grünzeug und den Wurzeln vorziehen, von denen sie sich bisher ernährt haben. Einige Jahre später würden die Löwen zu der Erkenntnis gelangen, dass die Jagd nicht nur barbarisch, sondern – was noch schlimmer ist – lästig ist. Auch die Schimpansen würden sich schließlich überzeugen lassen – Wozu all das Herumgerenne? –, und die Savanne würde von den Dreifinger-Faultieren beherrscht werden. Von Faultieren mit orangem Fell.

Vor kurzem war ich in Las Vegas, dessen einziger Daseinszweck darin besteht, die Menschen von ihrem Geld zu trennen, indem er ihre Präferenzen für seine Zwecke nutzt. In Vegas werden in der Werbung, mit der man unmittelbar nach Verlassen des Flugzeugs bombardiert wird, freizügig weibliche Rundungen eingesetzt. Diese Bilder funktionieren so sicher, als würde man jemandem ein Seil um den Hals legen und mit einem kräftigen Ruck zuziehen. Ist die anfängliche Begeisterung abge-

klungen, findet man sich an einem Ort wieder, der eigentlich kein Ort ist. Dort kann keine lokale Flora um Luft und Licht kämpfen. In einer derart erbarmungslos monetarisierten Aufmerksamkeitsumgebung kann nichts Subtiles entstehen – kein Gefühl, dessen Eindringlichkeit nicht industriell gefertigt und dessen Reiz nicht genormt wäre.

Nach einem Tag musste ich von dort weg. Ich mietete ein Auto und fuhr in die Wüste. In einem Indianerreservat hielt ich an einer Tankstelle, die zugleich Spielhalle, Spirituosenladen und Feuerwerksmarkt war. Es ist nur wenige Jahrhunderte her, dass die Tauglichkeit der Indianer für das Leben in der von ihnen bewohnten Welt so manchem europäischen Beobachter Bewunderung abrang: Diese natürlichen Aristokraten empfanden Geringschätzung für die Erwerbsarbeit und widmeten sich vorzugsweise dem Krieg. Anders als der an den Pflug gefesselte europäische Bauer, der in ständiger Furcht vor der Zukunft Getreide anhäuften, schien der Indianer ein freier Mensch zu sein, denn er vertraute auf seine Fähigkeit, Not zu ertragen. Er konnte sich der Muße hingeben, weil er hart war. Dieses Bild vom edlen Wilden mochte zu einem guten Teil eine Projektion sein, die den Bedürfnissen des europäischen Geistes entsprang, aber es gab tatsächlich kulturelle Unterschiede, die einen äußeren Bezugspunkt für Selbstkritik darstellten.

Dann kamen Alkohol, Fast Food, Satellitenfernsehen, Metamphetamin und all die anderen Dinge. Offenkundig befriedigten diese Angebote Bedürfnisse, die vor der Ankunft der entsprechenden Technologien lediglich latent in der Lebenswelt der indigenen amerikanischen Bevölkerung geschlummert hatten. Und zweifellos spielten diese Schokoriegel-und-Betäubungsmittel-Technologien eine Rolle bei der Unterwerfung und Befriedung dieser

Menschen. Ich gewann bei meinem Besuch den – zugegebenermaßen oberflächlichen – Eindruck, dass die Bewohner dieses Reservats in einem Zustand der Entwürdigung lebten, der über die wirtschaftliche Not hinausging. Und es schien mir, dass dieser kleine Markt am Straßenrand einen Blick in die Zukunft eröffnete.

Zu den Eigenschaften, die uns von anderen Tieren unterscheiden, gehört unsere Urteilsfähigkeit. Wir sind in der Lage, einen kritischen Blick auf unser eigenes Handeln zu werfen, und streben danach, uns Zielen und Vorhaben zu widmen, die in unseren Augen größeren Wert als andere haben, die unmittelbar befriedigender sein mögen. Alle Tiere lassen sich von feststehenden Bedürfnissen leiten, und das gilt natürlich auch für uns, aber wir sind zu einem Begehren zweiter Ordnung fähig, zu einem »Begehren nach einem Begehren«, wenn wir uns ein Bild von der Person machen, die wir sein *möchten*, von einer Person, die nicht besser ist, weil sie ihr Begehren besser beherrschen kann, sondern weil sie von einem wertvolleren Begehren motiviert wird.

Der Erwerb des Geschmacks einer ernsthaften Person ist, was wir als Bildung bezeichnen. Hat sie eine Zukunft? Angesichts des Siegeszugs technisch hergestellter, leicht bekömmlicher mentaler Stimuli drängt sich diese Frage auf. Die Wandlung der Lebenswelt der indigenen amerikanischen Bevölkerung und der Wandel, der gegenwärtig in unserer Aufmerksamkeitsumwelt stattfindet, führen uns vor Augen, dass die Vorstellung von der *individuellen* Selbstbestimmung und die Forderung nach größerer Selbstbeherrschung an Grenzen stoßen. Wir stecken gemeinsam in dieser Klemme. Wir haben es also mit einem politischen Problem zu tun.

Das Streben nach einem kohärenten Selbst

Wir sind dafür gemacht, unsere Umwelt wahrzunehmen, aber bestimmte Arten des Denkens erfordern, dass wir die Umwelt ignorieren. Wenn wir versuchen, etwas aus dem Gedächtnis abzurufen, starren wir oft ins Leere oder wenden uns von der Szene vor unseren Augen ab. Auch der Versuch, zukünftige Entwicklungen vorausszusehen und dafür zu planen, ist ein Akt der Imagination, der von uns verlangt, uns von der gegenwärtigen Situation zu lösen. Arthur M. Glenberg hat in einem aufsehenerregenden Artikel in *Behavioral and Brain Sciences* evolutionsbiologisch erklärt, warum diese Art des Denkens mühsam ist.

Die Wahrnehmung der Umwelt zu unterdrücken ist gefährlich, denn auf diese Weise werden Vorgänge in der Umwelt ignoriert, die normalerweise die Handlungen eines Individuums steuern *sollten*. »Die Anstrengung ist ein Warnsignal: Vorsicht! Du achtest nicht auf dein Handeln!« Da die Unterdrückung der Umweltwahrnehmung mühsam ist, setzen wir sie zurückhaltend ein. Diese Betrachtung erklärt bestimmte Verhaltensweisen. Glenberg stellt fest: »Wenn wir uns beim Gehen mit einem schwierigen intellektuellen Problem beschäftigen (was die Unterdrückung der Aufmerksamkeit für die Umwelt erforderlich macht), verringern wir die Schrittgeschwindigkeit, um Verletzungen zu vermeiden.«¹³

Daraus leitet er die anregende These ab, dass »die autobiographische Erinnerung auf der Unterdrückung der Umwelt beruht«. Ein Kind lernt im Alter von zwei bis drei Jahren, während sich seine Sprachfähigkeit entwickelt, Geschichten zu erzählen, um seine Erfahrungen zu organisieren und in Beziehung zueinander zu setzen. Indem es das tut, beginnt das Kind ein kohärentes Kon-